

**Unverkäufliche Leseprobe**



**Jay Parini**  
**Tolstojs letztes Jahr**  
Roman

Aus dem Englischen von Barbara  
Rojahn-Deyk  
359 Seiten, Gebunden  
ISBN: 978-3-406-57034-6

## Sofja Andrejewna.

Und wieder ein Jahreswechsel. Mit ihm nähern wir uns dem Ende der ersten Dekade des neuen Jahrhunderts. Ich schreibe die ungewohnten Ziffern in mein Tagebuch. 1910. Ist es möglich?

Ljowotschka schläft jetzt und wird nicht vor Tagesanbruch aufwachen. Vor einer Weile hat mich sein rasselndes Schnarchen durch die Halle zu seinem Schlafzimmer gelockt. Es tönt durchs Haus wie eine knarrende Tür, und die Dienstboten kichern. «Der alte Mann sägt Holz», sagen sie so laut, daß ich es hören kann. Sie haben keinen Respekt mehr vor mir, aber ich lächele zurück.

Ljowotschkas Schnarchen macht mir nichts aus, da wir jetzt in getrennten Zimmern schlafen. Als wir im selben Bett schliefen, hatte er noch Zähne, die das Schnarchen milderten.

Ich saß auf seinem schmalen kleinen Bett und zog ihm die graue Decke mit dem Schlüsselmuster bis zum Kinn hinauf. Er schreckte hoch und verzog das Gesicht zu einer scheußlichen Grimasse. Aber er wachte nicht auf. Lew Tolstoj weckt fast nichts auf. Was immer er tut, tut er ganz und gar – schlafen, arbeiten, tanzen, reiten, essen. Ständig schreiben sie über ihn in den Zeitungen. Sogar die Morgenzeitungen in Paris veröffentlichen Klatschgeschichten über ihn, über uns – ob wahr oder unwahr, ist ihnen egal. «Was ißt Graf Tolstoj gern zum Frühstück, Gräfin?» fragen sie und stehen die ganzen Sommermonate hindurch auf der Veranda um ein Interview an, wenn das Wetter hier in Tula diese zu einem angenehmen Reiseziel macht. «Schneidet er sich die Haare selbst? Was liest er gerade? Haben Sie ihm zum Namenstag ein Geschenk gekauft?»

Die Fragen machen mir nichts aus. Ich erzähle ihnen gerade so viel, daß sie zufrieden abziehen. Ljowotschka scheint das

alles egal zu sein. Er liest die Geschichten sowieso nicht, selbst wenn ich sie auf dem Tisch neben seinem Frühstück liegenlasse. «Sie haben keinerlei Bedeutung», sagt er. «Ich weiß nicht, warum irgend jemand daran gelegen sein sollte, so einen Blödsinn zu drucken.»

Auf die Fotografien wirft er allerdings einen Blick. Irgendein Fotograf, der ununterbrochen drauflosknipst und um Porträtaufnahmen bettelt, ist immer hier. Tschertkow ist der lästigste. Er hält sich für einen Künstler mit der Kamera, aber er ist in diesem Punkt genauso töricht wie in allem anderen.

Ljowotschka schlief schnarchend weiter, als ich ihm das Haar glattstrich. Das weiße Haar, das auf sein gestärktes Kopfkissen fällt. Sein weißer Bart wie Sprühnebel, ein weicher Schaum aus Haar, nicht rauh wie der meines Vaters. Ich sprach zu ihm, als er da so schlief, nannte ihn «mein kleiner Liebling». Jetzt, im Alter, ist er wie ein kleines Kind, habe ich ihn ganz für mich und kann ihn umhegen, für ihn sorgen und ihn vor den Verrückten schützen, die täglich über uns herfallen, vor seinen sogenannten Jüngern – angeführt und angestiftet von Tschertkow, der wirklich ein Teufel ist. Sie glauben, er sei Christus. Ljowotschka denkt, er sei Christus.

Ich küßte ihn auf den Mund, während er schlief, und sog seinen Atem ein, der dem eines Säuglings glich und der so süß wie Milch war. Und mir fiel ein strahlender, viele Jahre zurückliegender Tag ein, als ich zweiundzwanzig war. Damals war Ljowotschkas Bart noch dunkel. Seine Hände waren weich, obwohl er ziemlich viel Zeit mit den Muschiks<sup>1</sup> verbrachte und mit ihnen Seite an Seite auf den Feldern arbeitete, besonders in der Erntezeit. Er tat das eigentlich mehr zur Erholung. Um sich Bewegung zu verschaffen. Damals war das für ihn noch nicht sosehr eine Ehrensache wie dann später, als er sich im Grunde seines Herzens gerne vorstellte, er wäre einer jener wackeren Muschiks, die er so über alles liebt.

Er schrieb gerade an *Krieg und Frieden*, und jeden Tag brachte er mir Seiten zum Abschreiben. Ich glaube nicht, daß ich jemals glücklicher gewesen bin als damals, als ich meine Hand jene Seiten dunkler färben ließ, als ich die schwarze Tusche eine Vision heraufbeschwören ließ, so rein und heilig, wie sie je geschaut oder geträumt wurde. Und auch Ljowotschka ist niemals glücklicher gewesen. Bei seiner Arbeit ist er immer am glücklichsten gewesen, wenn er seine großartigen, süßen Träume träumte.

Ich allein konnte Ljowotschkas Handschrift entziffern. Seine unleserlichen Hieroglyphen füllten die Ränder seiner Korrekturfahnen und trieben die Drucker in den Wahnsinn. Eine Korrektur überlagerte die andere. Häufig konnte er selbst nicht entziffern, was er da geschrieben hatte. Aber ich konnte es. Ich las seine Absicht, und die Wörter wurden klar. Nachmittags saßen wir, Lindenblütentee trinkend, stundenlang an einem Torffeuer und besprachen Änderungen. «Natascha würde so etwas niemals zu Prinz Andrej sagen», bemerkte ich dann etwa. Oder: «Pierre ist hier zu einfältig. Er ist nicht so dumm, wie er tut.» Ich ließ es nicht zu, daß er schlecht schrieb. Und ich ließ es auch nicht zu, daß er in seinem Arbeitszimmer döste oder daß er zuviel Zeit auf dem Pferderücken oder auf den Feldern verbrachte. Ljowotschka hatte Wichtigeres zu tun. Ich trieb ihn an seinen Schreibtisch. Ich war wichtig für ihn.

Aber jetzt spiele ich keine Rolle mehr.

Nicht wie in jenen Anfangsjahren, so wie an meinem Namenstag, am 17. September, als ich zweiundzwanzig war, schlank und schön wie eine Narzisse.

Zu jener Zeit hatten wir drei Kinder. Um sie mußte ich mich kümmern sowie um das ganze Gut (Ljowotschka hatte nie viel Sinn für Einzelheiten oder Verwaltungsaufgaben – damals nicht und heute auch nicht) und noch seine Manuskripte abschreiben. Meine Tage waren bis zur Erschöpfung ausgefüllt.

Aber ich beschwerte mich nicht, selbst als er unzählige Stunden in seinem Arbeitszimmer mit diesem albernen Blaustrumpf Marija Iwanowna verplauderte, die sich wie eine Klette an ihn geheftet hatte.

Ich wußte, daß sie sich nicht lange halten würde. Von allen Frauen in seinem Leben habe nur ich mich gehalten. Sie konnten mich nicht kleinkriegen, und das werden sie auch nicht.

Das war im Jahr 1866. Ich weiß das noch, weil es das Jahr war, als unser gesegneter Zar, Alexander, durch die Hand Gottes gerettet wurde. Ein Wunder. Er war gerade auf seinem täglichen Gang durch den Wintergarten gewesen, als ein geistig verwirrter junger Mensch (bedauerlicherweise auch noch aus einer bekannten Familie) mit einer Pistole auf ihn schoß. Die schnelle Hand eines Muschiks, der die Pistole zur Seite schlug, rettete den Zaren.

Am Abend des gleichen Tages gingen Ljowotschka und ich in Moskau ins Theater, wie wir das in jenen Tagen oft zu tun pflegten. Die Vorstellung begann damit, daß alle Zuschauer aufstanden und «Gott bewahre den Zaren!» sangen. Ich habe noch nie so viele Menschen so weinen gesehen! Noch Wochen danach betete ich voll Dankbarkeit in speziellen Messen, die extra in der Nikolaus-Kapelle in der Nähe des Kremls gehalten wurden. Damals brauchten die Russen ihren Zaren. Sie brauchen ihn auch heute noch, obwohl man das niemals annehmen würde, wenn man meinem Mann und seinen Freunden zuhört. Es ist ein Wunder, daß die Polizei sie noch nicht zum Schweigen gebracht hat. Wäre Ljowotschka nicht so mächtig wie der Zar selbst, dann täte sie es vermutlich.

Natürlich will Ljowotschka nichts davon hören. Er verachtet den Zaren – aus Prinzip. Aber in unserer Anfangszeit war auch er ein Monarchist. Glühend verehrte er Alexander, der seinen Cousin, den Generalmajor Fürst Wolknoskij, freigelassen hatte, welcher einer der von Nikolaus I. nach Sibirien geschickten

Dekabristen gewesen war. Wolknoskij's Frau, die Fürstin, hatte ihn ins Exil begleitet und ein kleines Kind zurückgelassen.

An jenem lange vergangenen Namenstag fiel das Spätsommerlicht schräg durch die gelben Birken. Ich verbrachte den Morgen allein, wanderte im Wald von Sasjeka umher, roch die fruchtbare Erde, die späten Blumen. Ein Ahorn war zu meiner Überraschung und meinem Entsetzen bereits rot und leuchtete wie eine Blumenkrone in einem eigenartigen Licht. Ich stand darunter und konnte die Tränen nicht zurückhalten.

Ljowotschka trat hinter einem Baum hervor. In seiner weißen Bluse sah er eher wie ein Muschik als wie ein Adliger aus und blendete mich mit seinem Blick. Diese Intensität! War er mir bis hierher gefolgt?

«Warum diese Tränen, meine kleine Sonja?<sup>2</sup> Was ist los?»

Ich biß mir auf die Lippe. «Nichts», sagte ich.

«Nichts?» sagte er. «Etwas wohl doch.»

«Der Baum hier», sagte ich. «Schau! Die Blätter haben sich bereits verfärbt. Bald wird der ganze Wald kahl sein.»

Ich konnte die Winter in Tula kaum ertragen, weder damals noch jetzt. Es ist unmöglich, der Kälte, dem gräßlichen Wind und dem Schnee zu entkommen. Die Bäume mit ihren schwarzen Ästen lasten auf meinem Gemüt. Ich kann einfach nicht klar denken.

«Du weinst nicht wegen dieses roten Baumes», sagte er. «Du weinst um Sonja.»

Ich protestierte. War es nicht mein Namenstag? War ich nicht die beneidenswerteste Frau in ganz Rußland, weil ich den vielversprechendsten Schriftsteller seiner Generation geheiratet hatte, drei kleine, wunderschöne Kinder mein eigen nannte und ein großes Haus auf dem Land besaß?

Aber er hatte natürlich recht. Ich weinte um Sonja.

An jenem Abend richtete das Hauspersonal ein elegantes frühes Abendessen auf der Terrasse und deckte den Tisch in der

Spätnachmittagssonne. Meine Schwester Tanja hatte eine köstliche Fasanenpastete aus Moskau mitgebracht, die sie auf einer gekühlten Platte aus grünem italienischen Marmor servierte – einem Geschenk von Mama. Es gab Schwarzbrot, frisch aus dem Ofen, riesige nasse Weintrauben in weißen Schalen, Borschtsch und später Ente mit einer Pariser Glasur. Außerdem Lamm und ein Stückchen Gans. Aus einem Korb purzelten süße Kuchen aus Kleie und Honig. Ljowotschka schenkte den Wein ein, viel mehr, als alle hätten trinken sollen!

Eine Reihe junger Offiziere des Tula-Regiments erschien in schmucker Paradeuniform mit silbernen Knöpfen. Damals haßte Ljowotschka das Militär noch nicht. Seine Jahre in der Armee lagen noch nicht so weit zurück und auch seine Erinnerungen an den Kaukasus nicht. Oft erzählte er mir im Bett von Fürst Gortschakow und der Belagerung von Silistra. Diese Nächte und diese Geschichten waren mir kostbar. Und ich vermisse sie, so, wie ich die jungen Offiziere vermisse, die so oft bei uns zu Tisch saßen.

Wir versammelten uns um die lange Tafel mit den steifen Leinentischdecken und dem englischen Porzellan. Das Sonnenlicht brach sich in dem Kristall, daß einem von dem Gefunkel fast die Augen schmerzten. «Heute ist das Fest der Märtyrer», erklärte Ljowotschka den Anwesenden und brachte den Trinkspruch aus. «Auf die *heiligen* Märtyrer», sagte er, sich korrigierend, als ein oder zwei der Offiziere in sich hineinlachten. «Dort ist Wera, deren Name ‚Glaube‘ bedeutet. Und Nadeschda, die ‚Hoffnung‘, und Ljubow, was ‚Barmherzigkeit‘ heißt. Ihre Mutter ist Sofja, ‚Weisheit‘. Auf dich, meine Sofja, Quelle aller Weisheit, Liebe meines Lebens...» Gläser klirrten. Ich senkte den Kopf, fest entschlossen, nicht zu weinen.

Aus dem Garten hörte man die Musiker, wohl verborgen hinter Bäumen und Büschen, mit den fröhlichen Klängen meiner Lieblingsoper *La Muette de Portici*. Ljowotschka eilte an

meine Seite und nahm mich in die Arme zu einer kurzen Zurschaustellung seines starken Gefühls. Als wir uns küßten, konnte ich den Druck der auf uns gerichteten Augen spüren. Aber das machte mir nichts aus. «Nur ein einziger Tanz ... vor dem Essen?» fragte mich Ljowotschka. Ich senkte scheu den Blick, obwohl ich sehr gut tanzen konnte – damals, bevor zu viele feuchte Morgen auf dem Land meine Knie hatten steif werden lassen.

Über seine Schulter hinweg sah ich, daß Marija Iwanowna auf ihren leeren Teller starrte. Dieses Fest, glaube ich, beendete die kurze Phase ihrer Leidenschaft für meinen Mann. Ljowotschka selbst hatte ihr damit eine Lanze in die Brust gestoßen!

Nach dem Abendessen begann der eigentliche Tanz. Nur die betagten Tanten und ihre verhutzelten Freunde weigerten sich, mit uns zusammen über die steinerne Terrasse zu wirbeln, zur Feier der Märtyrer.

Ljowotschka bestand – wie immer – auf der *Kamarinskaja*, einem Tanz mit komplizierten, schnellen Schritten. Ein paar versuchten, ihn auszulassen, aber er wollte davon nichts hören. Ljowotschka war der Zirkusdirektor und trieb uns – besonders die jüngeren Offiziere – zu immer wilderen und exaltierteren Bewegungen an.

Lange bevor die anderen aufbrachen, wurde ich von Ljowotschka ins Schlafzimmer geführt. Unser plötzlicher Aufbruch war beinahe peinlich, aber das machte mir nichts aus. Im Gehen trafen sich meine Blicke mit denen eines jungen Offiziers. Ich wußte, was er dachte, und es ängstigte mich ein wenig.

Bevor ich mich auch nur ausziehen konnte, küßte mich Ljowotschka wie rasend auf Hals und Schultern. Ich legte mich auf das breite Bett und ließ ihn tun, was er tun mußte. Es war nicht unangenehm, nicht so wie später. Bald war seine Hose bis

zu den Knien heruntergelassen. Als sich seine großen, roten Hände unter mein Kleid schoben und sich seine Handflächen auf meine Brustwarzen preßten, schloß ich die Augen. Und ich ließ zu, daß er mich nahm wie immer, nämlich schnell. Ich wünschte, er hätte etwas von diesen Dingen verstanden, aber das konnte ich ihm nicht sagen. Ich ließ ihn einschlafen, halb ausgezogen, sich an meine Schulter schmiegend.

Als es anfang, über dem Wald von Sasjeka zu dämmern, war er fort. Er hatte sich – wie üblich – in sein Arbeitszimmer begeben. Dort fand ich ihn später mit geschürzten Lippen, während die Kerze trotz des Tageslichts noch immer brannte. Sein Federkiel grub tief Buchstaben in die Seiten; seine Augen flackerten voll der wilden Kraft, die ich so liebte. Er bemerkte mich nicht, selbst als ich ihm die Hände auf die Schultern legte und sacht in seinen breiten, weißen Nacken atmete.